

abbildungen aufs glücklichste seine Ergänzung. In dieser Hinsicht kann man von einer idealen Bebilderung einer kunsthistorischen Studie sprechen, denn man hat sich nicht begnügt, einzelne Vergleichsstücke, von denen im Text die Rede ist, zusätzlich in Abbildungen zu bringen, sondern sich auch nicht gescheut, aus dem Winchester Psalter selbst das Detail, die Gruppe oder Szene, auf die es ankommt, zu wiederholen, sie neben oder zwischen den Vergleichsbeispielen nochmals abzubilden und so jeweils eine Synopsis zu geben, aus der das eine Mal eine Artverwandtschaft (etwa figs. 72—74) oder auch eine individuelle Eigentümlichkeit der Gestaltungsweise (figs. 61—62), das andere Mal die Abhängigkeit von einem fremden Vorbild (figs. 48—50) oder eine Entwicklungsabfolge (figs. 75—77) unmittelbar ersichtlich wird. Vergleichsreihen wie die Wormalds, die die Frucht langer Seherfahrung und nicht verstandesmäßig erarbeitet sind, vermögen — schon für sich genommen — dem, der sich in sie versenkt, eine Geschichte zu erzählen. Was sie leisten, ist in erster Linie visuelle Erziehung. Und die ist die notwendige Voraussetzung und der einzige verlässliche Führer zu einem Eindringen in den Sinn der künstlerischen Gebilde und ihrer Geschichte.

Otto Pächt

Deutscher Glockenatlas Mittelfranken, bearbeitet von SIGRID THURM, herausgegeben von Franz Dambeck. Deutscher Kunstverlag München Berlin 1973. 497 Seiten, 276 Abbildungen. DM 75,—

Den Bänden „Württemberg und Hohenzollern“ (1959) und „Bayerisch-Schwaben“ (1967) hat jetzt „Mittelfranken“ folgen können. Wieder erhalten wir das umfängliche und zuverlässige Ergebnis einer systematischen Inventarisierung.

Den mittleren Hauptteil (S. 121—423) bildet der Katalog, topographisch gegliedert in die 17 bisherigen Kreise und innerhalb dieser nach den jeweils alphabetisch geordneten Orten. Dieser Katalog, dessen zeitliche Grenze bis 1850/60 reicht, bringt nahezu 1400 Nummern, worin auch über 300 vielfach erst in neuerer Zeit verlorene Glocken enthalten sind. Gute Bestände weisen noch St. Georg in Dinkelsbühl, der Dom von Eichstätt und St. Jakob in Rothenburg ob der Tauber auf, während Nürnberg, besonders St. Sebald, große Verluste erlitten hat. Die Katalogisierung beschränkt sich bewußt auf die sichtbaren Sachlichkeiten. Außerordentlich dankenswert ist die Wiedergabe der Inschriften im Wortlaut und in vielen klaren Zeichnungen, die Bestimmung von Wappen und personengeschichtlichen Tatsachen. An diesen Inschriften kann auch die religionswissenschaftliche und die sprachgeschichtliche Forschung viel Material finden. (Ein Lese- oder Schreibfehler ist S. 122 unterlaufen: „Juristen“ statt „Fürsten“.)

Vorangestellt ist dem Katalog eine zusammenfassende „Historische Übersicht“ (S. 5—116). Sie unterrichtet über die Entwicklung der Typen und der Ausgestaltung der Glocken, über die Umstellung von der frühen Wandergießer-Tätigkeit zu ortsfesten bürgerlichen Werkstätten. Das 17. und 18. Jahrhundert bringt dann nochmals lothringische Gießer, besonders die Regnault-Arnold in Dinkelsbühl. Die zu erwartende vorrangige Bedeutung Nürnbergs wird durch zahlreiche Gießernamen und schon seit 1299 erhaltene Glocken deutlich. Hervorzuheben ist als eingeordnetes neues Faktum die von 1509 an nachweisbare Nürnberger Werkstatt der Beheim. Im Verhältnis zu den Nachbargebieten zeigen sich auch hier charakteristische Wechsellvorgänge von Export und Import. Wertvoll ist so die Feststellung der Tätigkeit von Nürnberger Glockengießern des 15. Jahrhunderts auch für Oberbayern (S. 30). Bemerkenswert ist ferner die Mitwirkung von Glockengießern auch bei der Herstellung von Taufbecken, Mörsern u. ä. (S. 26) — hier kann die Forschung nun auf dem Glockenatlas aufbauen; beobachtet wird auch die Wanderung von Modeln zwischen verschiedenen Gießhütten. Für die Kunstgeschichte der Plastik verdienen die in den Abb. 12, 30, 33, 152/53 und 209 wiedergegebenen Glockenreliefs Beachtung.

Die sorgfältig gearbeiteten „Verzeichnisse“ (S. 427—490) erschließen den Glockenatlas auch für die Ikonographie, Heraldik und Genealogie.

Norbert Lieb

EDMUND SCHILLING †

Am 6. Oktober 1974 ist in Edgware bei London, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, Edmund Schilling in hohem Alter gestorben. Mit ihm verliert die Kunstwissenschaft eine ihrer profiliertesten und eigenartigsten Persönlichkeiten und ein in den letzten Jahren freilich immer enger gewordener Kreis von Fachkollegen und Sammlern einen wunderbaren, treuen Freund.

Edmund Schilling wurde am 25. Oktober 1888 in Neuwied am Rhein in einer der Herrnhuter-Gemeinde angehörenden Familie geboren. Was ihn zunächst in Freiburg, München und Berlin Kunstgeschichte studieren ließ, war nicht wissenschaftlicher Ehrgeiz, sondern ein mächtiges musikalisches Bedürfnis. Nach längerer Unterbrechung während des 1. Weltkrieges schloß Schilling 1919 mit einer Dissertation über „Dürers graphische Anfänge, die Herleitung und Entwicklung ihrer Ausdrucksformen“ bei Graf Vitzthum in Kiel ab. Auf Empfehlung seines Lehrers und gewiß auch auf Grund seiner hervorragenden Dissertation holte ihn Georg Swarzenski als Direktorialassistent ans Frankfurter Städel, dessen graphische Sammlung ihm anvertraut wurde. Damit begann eine überaus fruchtbare Tätigkeit, deren